

Beilage zum „Danziger Courier“.

Die beiden Kollegen.

Roman
aus den vierziger Jahren
von
Hermann Heinrich.

[5]

(Fortsetzung.)

Gustav fiel bei diesem Gedanken ein Stein vom Herzen, denn von einem so braven, edeldenkenden Mann durfte er das Geld nehmen, selbstverständlich als Darlehen, welches er ihm über kurz oder lang mit Zinsen zurückerstatten wollte.“

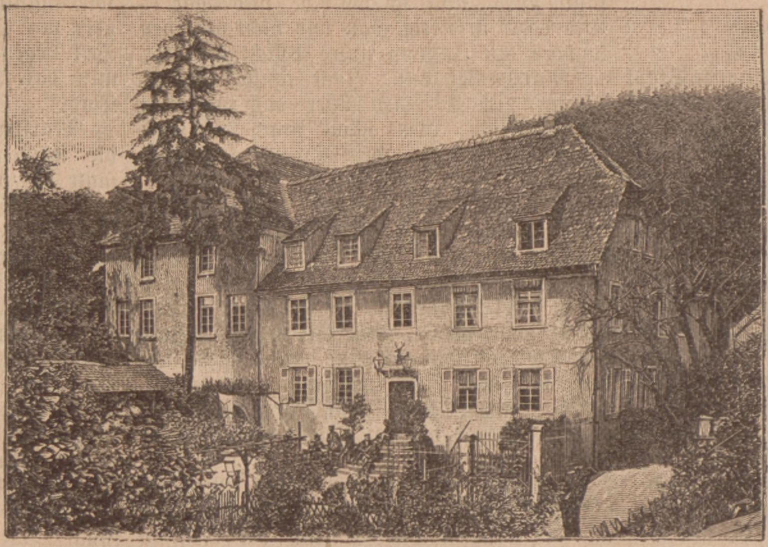
„Dem Verdienst seine Krone,“ las er noch einmal. Es war viel gesagt; wenn der redliche Wille, dem nur die Gelegenheit zur That fehlt, diesem gleichgestellt werden darf, so war auch sein thatenloses Dasein in dieser Stadt nicht ohne Verdienst. Es that ihm unendlich wohl, nach diesen schweren Wochen, wo es schien, als ob sich kein Mensch um ihn bekümmere, als ob er von Gott und der Welt verlassen sei, wieder eine liebende und sorgende Stimme zu vernehmen. Er hätte aufjauchzen mögen vor Freude und Glück. Konnte er nun nicht mit ruhigem Herzen seinem Wirt entgegentreten? Nicht seiner Mutter schreiben, daß es ihm gut gehe, und daß er fröhlichen Herzens in die Zukunft schaue. Ja, war ihm vor allen Dingen nun nicht das Glück beschieden, jener armen Familie, deren Bekanntschaft er heut nacht gemacht hatte, im vollsten Maß seine Unterstützung zu teil werden zu lassen?

Er setzte sich und überließ sich ganz der Freude. Alle Sorge um seine Existenz, alle Erbitterung über die Ungunst seines Schicksals, ja selbst aller Groll gegen den rücksichtslosen und hinterlistigen Kollegen schmolz dahin in dem Gefühl der Freude und des Dankes.

„Was ist so königlich, so eines freien Mannes würdig, so freigebig, als die Betrübten aufzurichten, Heil zu spenden und von Gefahren zu befreien?“ — In diesen Worten des großen Cicero, die Gustav als Schüler gelernt hatte, klang der Sturm seiner Gefühle sanft und harmonisch aus.

IV.

Der Brauereibesitzer Böckel war am Tage vorher in Geschäften nach der Nachbarstadt gereist, und hatte bei dieser Gelegenheit in dem Gasthof „Zu den drei Kronen“, in welchem er seinen Imbiß einzunehmen pflegte, erfahren, daß am Vormittag der Doktor Richter aus Waldensee dagewesen sei und ihn, den Brauereibesitzer Böckel, und sein Gebräu schmählich gelästert habe. Das Waldenseer Bier, habe er gesagt, sei eigentlich nichts weiter als Spülwasser mit Seifenschaum. Es zerstöre einem den ganzen innern Menschen und habe insofern allerdings eine durchschlagende Wirkung. Wenn die Einwohnerschaft von Waldensee seit Jahrzehnten zurückgehe, so sei eigentlich nur das Privilegium daran schuld, das alle Waldenseer zwinge, Böckelsches Bier zu trinken oder zu verdursten. Dieses Privilegium sei ein „Anachronismus“, eine Unmenschlichkeit, und Unchristlichkeit zugleich. Wenn Böckel auch nur einen Funken von Braumeisterstolz in sich hätte, so müßte er die Planscherei von selber aufgeben. Aber für sich und seine Familie schöpfe er vom Sud das Beste und lasse den Bürgern die Neige.



Pauklokal zur „Hirschgasse“ in Heidelberg.

Dies und noch vieles andre hatte er gesagt, und wenn auch nach dem Urteil der Zeugen der Doktor einen merklichen Spitz gehabt hatte, so fühlte sich Böckel doch in seiner Braumeisterehre in dem Maße verletzt, daß er sofort beschloß, sich durch eine gerichtliche Klage die nötige Genugthuung zu verschaffen.

Doktor Richter wurde fuchswild, als er die gerichtliche Einladung zum Termin in Sachen Böckel gegen Richter in der Hand hielt. Nun wollte er den Beweis der Wahrheit antreten und mit dem ganzen mittelalterlichen Schwindel gründlich aufräumen. Er beantragte eine chemische Untersuchung des Bieres, und da auch Böckel zur Wahrnehmung seiner Ehre denselben Antrag stellte, so wurde der Chemiker der Hauptstadt mit der Untersuchung beauftragt.

Aber die Wissenschaft stellte sich nicht auf die Seite des Doktors. Die Untersuchung ergab, daß das Böckelsche Bier zwar nicht besonders kräftig, aber im übrigen ganz unschuldig sei und zweifelsohne noch keinem Menschen etwas zu leide gethan habe. Nun gelang es dem unermüdlich thätigen Doktor und seinem Advokaten, aus den Akten nachzuweisen, daß in dem Privilegium eine all-

jährliche Bierprobe gefordert sei, welche die Väter der Stadt um Johannis zu vollziehen verpflichtet wären. Die Protokolle über diese Proben reichten bis auf den Anfang des siebenjährigen Krieges, waren dann aber, wahrscheinlich infolge der Kriegsleiden, welche auch Waldensee trafen, in Vergessenheit geraten und nicht wieder aufgenommen worden. Obgleich auch diese Bierprobe von allen freiheitlich gesinnten Bürgern zu den Einrichtungen des finstern Mittelalters gerechnet wurde, so bestand doch der Dok.or auf der Wiederaufnahme der elben.

Siegesgewiß gab Böckel auch hierin nach, jedoch mit dem Vorbehalt, daß eine Rückwirkung für spätere Zeiten hiervon nicht abzuleiten sei. So hatte denn das Magistratskollegium eine schwere Sitzung, an welcher auch ein Arzt des Nachbarorts als Unparteiischer teilnahm. Die Herren genossen einige Tage hindurch die Aufmersamkeit der gesamten Einwohnerschaft. Da aber in ihrem körperlichen Befinden keine unangenehme Aenderung eintrat, ihr Behagen vielmehr eine merkliche Förderung erhalten zu haben schien, so galten die Behauptungen des Doktors als widerlegt. Der Griesgram war im Kampf unterlegen, während Böckel mit dem Siegeslorber aus dem Rechtsstreit hervorging. Sein Bier hatte plötzlich einen gerichtlich beglaubigten Ruf erhalten, der einen vermehrten Absatz hervorrief.

Der Doktor wurde zu den Kosten des Verfahrens und zu einer bedeutenden Geldstrafe verurteilt. Er zahlte das Geld, aber er schnob Rache. Zuletzt bemächtigte sich der Druckereibesitzer Kämpe des Stoffes, und obgleich die Beibehaltung beregten Privilegiums keineswegs auf dem freiheitlichen Programm stand, so verarbeitete er die Geschichte doch zu einem Gedicht, in welchem der alte Tyrann, der Doktor, keineswegs gut weg kam. Dieses Gedicht in der nächsten Nummer der Bürgerzeitung machte verdientes Aufsehen, und bald sangen die Buben auf den Gassen den Kehrreim:

„O, Doktorlein, gieb Dich zur Ruh'!
Das Bier ist schlechter nicht als Du."

Während so die Bierfrage die ganze Stadt beschäftigte, ging Gustav froh und gewissenhaft seiner Pflicht nach. Durch Geld und freundliche Worte hatte er bald eine junge, kräftige Person zur Pflege für seine Kranke gewonnen, deren Zustand sich mit jedem Tag verschlimmerte. Er verhehlte sich nicht, daß das Schlimmste zu befürchten sei und dachte mit innigem Mitleid daran, was nach dem Tod der Mutter aus der armen, verlassenen Tochter werden solle. Er war ihr mit jedem Tage näher getreten. Die eine Sorge hatte ihre Herzen verbunden, ohne daß sie selbst eine Ahnung davon hatten.

Freilich fiel es ihm einmal auf, daß er jetzt seltner seines lieben Mütterleins daheim gedachte, als früher, aber war das bei der schweren Pflicht, die sein Beruf als Arzt ihm auferlegte, nicht natürlich? Ebenso wenig konnte es auffallend sein, daß die junge Tochter der Kranken — Martha war ihr Name — dann und wann seinen Geist beschäftigte. Sie war ihm ja eine treue Gehilfin bei der schweren Pflege, und dann konnte sich ein fühlendes Herz doch unmöglich dem Mitleid mit dem gefühlstiefen, leidenden Mädchen v.rschließen. Dankbarkeit und Mitl.id waren die beiden Pole, zwischen denen die Liebe leise und unbemerkt ihre Welt gründete.

Martha ihrerseits hatte keine Ahnung von dem bedenklichen Zustand ihrer Mutter Wie sollte ihr auch etwas Schlimmes geschehen können, so lange sie in der Behandlung und unter dem Schutz des jungen Doktors stand. Ihr Vertrauen auf Gustavs ärztliche Hilfe war felsenfest. Sie hatte ja gesehen, welcher Kraft sein Herz fähig war, sollte sie seiner Kunst weniger zutrauen?

Der Gedanke, daß unter Gustavs Händen der Tod ihre Mutter ereilen könnte, wäre ihr wie eine Lästerung erschienen. „Die Krankheit nimmt ihren gewöhnlichen Verlauf" hatte er gesagt. Was konnte das anders heißen, als daß die Mutter nach einigen Wochen gesund und munter aufstehen würde?

Mit Besorgnis betrachtete Gustav des Mädchens Harmlosigkeit. Wenn nun das Schlimmste eintrat — wie würde sie es aufnehmen, die die Mutter über alles liebte? Mußte sie der unerwartete Schlag nicht furchtbar treffen? Er hielt es für seine Pflicht, sie auf jeden Fall vorzubereiten.

Es war eine traurige Aufgabe, und er hatte sich die Wirkung auf das zarte Gemüt Marthas schlimm gedacht. Aber als er seine Mitteilungen zart und schonend beendet hatte, und nun das arme Geschöpf bleich und zitternd und mit weiten, erschrockenen Augen ihn anstarrte, lautlos, keines Wortes mächtig, und wie sie dann, auf das Bett der Mutter sinkend, in heftiges Schluchzen ausbrach, aus welchem sich mühsam und markerschütternd die Worte losrangen: „Meine Mutter, meine liebe Mutter!" — da traten ihm selbst die Thränen in die Augen. Aber er gewann bald die Fassung wieder.

„Jungfer Martha," sagte er mit tiefem Mitgefühl, indem er ihre Hand ergriff und sie hinwegzuziehen suchte, „ich bitte Sie herzlich, fassen Sie sich! Ich habe nicht gesagt, daß Ihre Mutter sterben muß. Die Möglichkeit freilich ist vorhanden, und ich habe geglaubt, Ihnen diesen Umstand nicht verschweigen zu dürfen. Aber es ist auch der Fall nicht ausgeschlossen, daß sie wieder gesund wird, und ich wünsche und hoffe es. Und dazu ist nötig, daß wir nicht verzagen, sondern mit Fassung unsre Pflicht thun."

Martha sah auf. Noch rannen ihr die Thränen in Strömen über das jugendlich schöne Gesicht; aber schon brach die Hoffnung mit versöhnendem Schein aus ihren Augen.

„Ich will mich fassen," sagte sie, „ich will!" Sie trocknete die Thränen, unterdrückte gewaltsam den neu aufsteigenden Schmerz und fuhr dann ruhiger fort: „Sie haben viel Mühe mit uns, Herr Doktor. Es ist schon genug, daß Sie meine Mutter so aufopfernd pflegen, ohne daran zu denken, daß wir arm sind und Ihnen nichts vergelten können. Nun muß auch ich Ihnen noch die Sorge machen. Aber ich will mich fassen."

Von da ab zeigte sich das Mädchen äußerlich gefaßt. Aber die verdoppelte Sorge um die Mutter, die sie trotz der Gehilfin kaum zum Schlaf kommen ließ, verriet die stille Angst ihres Herzens.

Als Gustav heut nach Hause ging und Marthas gedachte, wie sie thränenden Auges von dem Bett der Mutter zu ihm emporsah, ging es leise durch sein Gemüt: „Sie ist wie ein Gewitter, voll zündender Glut und milder Liebe. Aber wenn einst die Sonne der Freude auf sie herniederscheint, dann wird auch ihr Haupt der Bogen des Friedens umziehen, bunt und strahlend, wie der Regenbogen den glänzenden Himmel."

V.

Fast zwei Wochen lang war Gustav bei der Kranken ein- und ausgegangen. Was die Wissenschaft der Zeit als Heilmittel für die gefährliche Krankheit kannte, hatte er gewissenhaft beobachtet. Er hatte seine Pflicht gethan, und wenn nicht noch ein andres als ärztliches Interesse ihn mit der Kranken verbunden hätte, so hätte er ruhig den Ausgang der Krankheit abwarten können.

Das medizinische Studium hatte sein weiches Herz für das Elend der Krankheit gestählt. Hundertmal war er durch die Krankensäle der Hauptstadt gegangen, tagelang hatte er den Verlauf der gefährlichsten Krankheiten an den Patienten mit ärztlicher Ruhe beobachtet. Er hatte gelernt mit keiner Wimper zu zucken, wenn das Stöhnen der schrecklich Gemarterten von allen Seiten an sein Ohr klang, oder das Todesröcheln dumpf verhallte. Woher kam nun auf einmal das innere Leben, das bei dem Gedanken an den möglichen Tod der Frau Leutner sein Herz ergriff? —

Es war an einem sonnigen Junitag, als ein Knabe des Schneiders Selig mit der Botschaft zu ihm eilte, die Jungfer ließe bitten, daß er eiligst zu der Mutter kommen möchte. Es stände schlimm um sie.

Nach einigen Minuten stand Gustav an dem Bett der Kranken.

Die Temperatur derselben hatte den höchsten Grad erreicht. Noch einige Pulsschläge mehr und sie war rettungslos verloren.

„Die Krisis kommt," sagte Gustav zu Martha, die bleichen Angesichts neben ihm stand und ihm die Gedanken vom Gesicht abzulesen sich bemühte. Ihr Herz schlug fast hörbar. Sie faltete ihre Hände und blickte mit flehendem Gesicht nach oben. Ihre Lippen bewegten sich, aber man hörte nur leise die Worte: „O Vater im Himmel!"

Die Kranke wurde sehr unruhig.

„Martha!" rief sie. „Hole mir das Kleid! Schnell, schnell! Hörst Du nicht, wie ängstlich er mich ruft? Sein Herz vergeht vor Sehnsucht und ich muß hier im Bett liegen und darf nicht zu ihm. Gieb mir das Kleid, mein Kind, mein gutes Kind!"

Martha schloß die Hände der Mutter in die ihrigen. „Sei ruhig, liebe Mutter!" sagte sie zärtlich. „Ich bin ja bei Dir!"

Gustav beugte sanft den Kopf der Kranken über ein Gefäß kalten Wassers, welches er an das Bett gerückt hatte. Es war gut, daß die Wärterin zugegen war, da Martha vor Aufregung nicht im stande war, dem Arzt Handreichung zu thun. Er schöpfte das Wasser mit der Hand und ließ es auf den Kopf der Mutter herabfließen. Das that ihr wohl. Es war, als ob sie auf einen Augenblick zur Besinnung käme, denn sie sah die Umstehenden an, und ein Lächeln ging über ihr Gesicht.

Gustav wiederholte die wohlthätige Kühlung. Wie er die Frau mit der Linken umschlungen hielt, fühlte er, wie schwach dieselbe war. Jeden Augenblick konnte sie in seinen Armen sterben.

Das Geräusch des Wassers gab den Phantasien der Kranken eine andre Richtung. „Hörst Du das Rauschen der Wogen?" rief sie, indem ihr Auge in die Ferne starrte. „Da steht er auf dem Schiff! Es nimmt ihn mit sich fort! Er winkt mir! Laßt mich, ich muß ihm nach! Laßt mich!" rief sie zornig, indem sie sich aus den Händen des Arztes und der Pflegerin zu befreien



Aeußere Ansicht des vom Sultan für das deutsche Kaiserpaar gestellten Zeltes.

(Nach einer photographischen Aufnahme von G. Krikorian in Jerusalem.)

Zu den außerordentlichen Ehrungen, welche dem deutschen Kaiserpaar auf seiner Orientreise zu teil geworden, gehört auch das vom Sultan den allerhöchsten Herrschaften gestellte Zelt, welches obige Zeichnung veranschaulicht. Dasselbe ist aus grünem Stoff mit vergoldeten Stangen hergestellt. Im Innern fanden sich alle Requisiten, welche zur Tag- und Nachttoilette, einschießlich der Beleuchtung erforderlich sind.

suchte. „Ihr grausamen Peiniger! Das Schiff geht ab — schnell, schnell! Hu — wie bläst der Wind in die Segel! O mein Robert!" Noch einmal raffte sie ihre Kräfte zusammen, und richtete sich auf. Dann sank sie in die Kissen zurück.

Ein leiser Angstschrei entrang sich der Tochter Brust.

Die Wärterin faltete die Hände zu einem Vaterunser. Gustav aber beugte sich über die Kranke, er neigte sein Ohr an ihren Mund und nahm ihren Puls in seine Hand. Regungslos und mit gespannter Aufmerksamkeit stand er so eine geraume Zeit. Dann wendete er sich mit freudigem Gesicht zu Martha und flüsterte: „Dem Himmel sei Dank! Die Gefahr ist vorüber."

„Wie meinen Sie?" fragte sie hastig.

„Ihre Mutter hat die Krisis glücklich überstanden. Das Fieber hat nachgelassen. Sie schläft. Wenn wir nun nichts versäumen, so ist sie gerettet."

Wer jemals die Angst kennen gelernt hat, etwas Liebes, vielleicht das Liebste, zu verlieren, der wird die Freude verstehen, die Marthas Herz bei dieser frohen Botschaft bewegte. Ein Strahl unendlichen Glücks leuchtete aus ihren Augen. Es zuckte um ihren Mund, aber sie vermochte nicht zu sprechen. Plötzlich brach ihr ein Strom von Thränen aus den Augen. Mit heftiger Leidenschaft faßte sie Gustavs Hand und drückte sie an die Lippen.

Gustav sah, daß dem erregten Mädchen die Kräfte schwanden. Er hielt sie mit seinen Armen auf und ließ sie sanft auf einen Stuhl niedergleiten.

Von jetzt an machte die Kranke langsame aber stetige Fortschritte in der Genesung. Ihr Schlaf war sanft und ihr Wachen ruhig. Wein und Ei waren ihre Nahrung. Nach zwei Tagen hatte sie den ersten lichten Augenblick.

Sie öffnete nach mehrstündigem Schlaf die Augen und sah sich verwundert um. „Martha, was ist denn mit mir geschehen?" fragte sie.

„Du bist von einer schweren Krankheit genesen, liebe Mutter," antwortete die Tochter. „Ich bitte Dich, beunruhige Dich um nichts! Wir sind in guten Händen."

Da zog es wie leise Erinnerung durch den Kopf der Kranken. Sie sah sich noch einmal um, als ob sie jemand suche und fragte: „Wo ist er denn?"

„Wen meinst Du?"

„Den jungen Mann, der hier an meinem Bett stand."

„Das ist der Arzt," erklärte Martha. „O Mutter, seiner Güte haben wir viel zu danken. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß er ein Mensch ist von Fleisch und Blut, so würde ich ihn für einen Engel halten. Aber jetzt sei still. Es regt Dich auf!"

Gustav hatte in diesen Tagen mit schwerer innerer Unruhe zu kämpfen. Seit jenem Augenblick, wo er die halb ohnmächtige Martha in seinen Armen gehalten hatte, war es ihm klar, daß er das Mädchen liebte. Er konnte den Blick voll Dank und Liebe nicht vergessen, mit dem sie ihn angesehen hatte. Noch fühlte er den Kuß auf seiner Hand. Es war unverkennbar; daß auch sie in ihm mehr sah und verehrte, als den Arzt der Mutter.

Aber durfte er dieser Neigung nachgeben? Wo blieben da die Ideale, die ihn noch vor wenig Monaten erfüllt hatten? Eine Braut wollte er sich wählen, reich und glänzend, welche das Staunen seiner Freunde, der Neid seiner Feinde und die höchste Freude seiner Mutter erregen sollte, und welcher billig denkende Mensch hätte ihm, der sich durch jahrelange Entbehrungen hindurchgerungen hatte, diesen Wunsch verdenken wollen?

Er hatte in der Hauptstadt von dem Glanz des Lebens gerade genug gesehen, um die Behaglichkeit, welche Reichtum zu geben vermag, für erstrebenswert zu halten. Und nun — wenn er an die Armut dachte, mit der Martha Leutner die seinige noch verzehnfachen würde, mußte er da den Gedanken an eine ernstliche Liebe nicht für thöricht und leichtsinnig halten?

Wenn er noch einige Jahre wartete, bis er sich durchgerungen hatte zum großen Ziel, dann standen ihm alle Thüren offen, und ein Leben voll Glanz und Ehre nahm ihn auf. Dann konnte er seinem Mütterchen daheim auch eine Stütze sein. Ein so leichtsinniger Schritt aber, wie er ihn jetzt beabsichtigte, hätte sie aufs tiefste betrüben müssen. Nein, diesen Gedanken mußte er sich aus dem Sinn schlagen. Die Kranke befand sich auf dem Wege der Besserung. In einigen Wochen mußte sie vollständig wieder hergestellt sein, und dann hörten seine Besuche von selber auf. Bis dahin aber wollte er den beiden Damen nur noch Arzt sein, nichts weiter.

Freilich, wie er wieder in die Wohnung der Kranken trat und sie seine Hand erfaßte und ihm dankte, und wie die klangvolle Stimme Marthas wieder an sein Ohr schlug und ihr schönes Angesicht sein Herz bewegte, da war es ihm, als ob er längst zu dieser Familie gehöre und sich nicht von ihr trennen dürfe.

(Forts. folgt.)

Zu unsern Bildern.

Pauklokal „zur Hirschgasse“ in Heidelberg. Es giebt wohl kaum ein Haus, das für die akademische Jugend eine so bedeutsame Geschichte aufweisen kann, wie das, welches unser Bild auf der ersten Seite dieser Nummer darstellt. Obgleich dasselbe schon im 17. Jahrhundert „Schildrecht“ besessen, hielten die Besitzer „Ditteneys“ zunächst kein Mietshaus, sondern trieben lediglich Landwirtschaft. Erst als die jetzige alte Brücke gebaut war (1786—88) entschloß der damalige Besitzer sich, eine Wirtschaft in größerm Umfang zu beginnen. Er baute um das Jahr 1790 den Saal in seiner jetzigen Gestalt für ein Privathaus damaliger Zeit ein stattliches Bauwerk. Hier fanden am Schluß des Jahrhunderts die damals so berühmt gewordenen Bälle statt. Später wurde durch die napoleonische Herrschaft das muntre Treiben der akademischen Jugend jäh unterbrochen. Als aber im Herbst 1814 die erste Heidelberger Burschenschaft entstand, „Teutonia“ genannt, wurde wieder wacker gezecht und gepaukt in dem Hause, wie es flotter Burschen Art ist. Von 1814 bis 1827 war die Burschenschaft auf der Hirschgasse daheim. Nach vielen wechselvollen Vorgängen wurde das Pauklokal Gemeingut der ganzen Heidelberger Studentenschaft und ihm gilt der gute Spruch:

„In dir, du teures Ehrenhaus,
Verfechte ich noch manchen Strauß“!

Ernst u. Scherz.

Die höchsten Gebäude der Erde sind die Türme des Kölner Domes, welche je 160 Meter hoch sind, alsdann kommt der Turm der Nikolaikirche in Hamburg 144,20 Meter. Es sind also zwei deutsche Gebäude die höchsten und zwar eine katholische und eine evangelische Kirche. Alsdann kommen der Reihe nach: St. Peter in Rom 143 Meter, Straßburger Münster 142 Meter, Cheops-Pyramide in Aegypten 137 Meter, St. Stephan in Wien 135,30 Meter, Freiburg in Baden 125 Meter, Antwerpen 123,40 Meter, Florenz 119 Meter, St. Paul in London 111,30 Meter, Elisabethturm in Breslau 108 Meter, Magdeburger Dom 103,60 Meter, Berliner Rathaus 88 Meter. Der Kölner Dom ist also fast noch einmal so hoch, wie der Rathausturm in Berlin.

Die tapfern Frauen von Elbing. Herzog Swantepolk von Pommern lag mit den deutschen Ordensrittern in Fehde. Die Bürger Elbings waren sämtlich mit dem Orden gegen den Herzog ausgezogen und nur die Frauen und Kinder waren in Elbing zurückgeblieben. Das mußte der Herzog erfahren haben, denn er beschloß, die Stadt zu überrumpeln. Als jedoch die Elbinger Frauen und Jungfrauen das Herannahen des herzoglichen Heeres bemerkten, da hielt die Frau des Bürgermeisters einen Kriegsrat mit andern Frauen ab und sie beschlossen, die Stadt zu verteidigen und bis auf die letzte Frau standzuhalten. Alsbald warfen sich die Frauen und Jungfrauen in die vorhandenen Rüstungen, umgürteten sich mit Schwertern, ergriffen Schilder und Geschosse und bestiegen unter Posaunenschall die Wälle. Der Herzog, erstaunt ob der zahlreichen Kämpfer, stand von einem Handstreich ab und zog sich zurück. Dadurch gelangten die Frauen Elbings zu hohem Ruhm und in den Ruf großer Tapferkeit.

Falsch aufgefaßt. Aufnehmender Arzt (in einem Tierspital zu einer, einen kranken Hund tragenden alten Dame): „Wie ist der werte Name, Gnädige?“ Frau: „Du lieber Gott, das nenn' ich doch human und lieb — Ami heißt er . . .!“

Wie der alte Ferdinand von Lesseps eine junge Frau fand, klingt wie eine wunderbare poetische Arabeske; Lesseps, schon zum zweitenmal Witwer geworden und bereits 78 Jahre zählend, pflegte in Paris regelmäßig eine Familie zu besuchen und sich mit Vorliebe mit den liebenswürdigen Töchtern des Hauses zu unterhalten, denen er interessante Erlebnisse von seinen Reisen erzählte. Seine Fahrten in Palästina berührend, erwähnte er, daß er als Witwer unter den Arabern größern Gefahren und Beschwerden ausgesetzt gewesen sei, weil diese nicht begreifen, wie ein Mann ohne Weib leben könne. Da fragte ihn die schönste der Schwestern, warum er denn nicht wieder heirate? „Weil ich zu alt bin“, erwiderte Lesseps, „und nur eine junge Frau lieben könnte; eine junge würde mich nicht wollen.“ „Wer weiß,“ war die bescheidene Antwort. Lesseps erwähnte die Eigenschaft der Jericho-Rosen, welche getrocknet und ins Wasser gestellt wieder aufblühen, und war in der Lage, den Wunsch des Mädchens nach einem Exemplar derselben zu erfüllen. Nach einigen Tagen zeigte das junge Mädchen dem verehrten Mann die wieder-aufgeblühte Rose mit den Worten: „Sehen Sie, das Wunder, welches das Wasser an dieser Rose schuf, das kann die Liebe im Alter vollbringen.“ Das war deutlich gesprochen. Ihre Blicke trafen sich und Lesseps brach in die Worte aus: „Wenn Sie es wirklich mit einem Greis wagen wollen, hier ist meine Hand.“ Die Ehe ist eine der glücklichsten geworden.

Treffender Hinweis. Bankier (zum Schwiegersohn, dem er schon wieder mit einem größern Betrag unter die Arme greifen muß): „Ja, mein Lieber, Du mußt Dich ein wenig einschränken, Du lebst zu sehr über meine Verhältnisse!“

Ganz einfach.



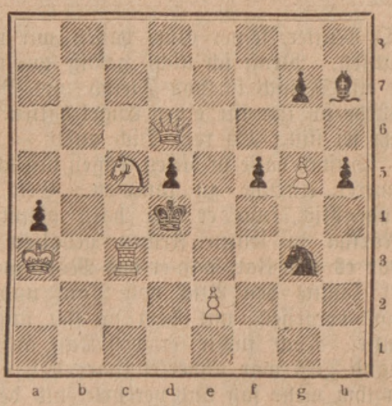
Freundin: „Aber Anna, ich weiß gar nicht, wie Du zum Geburtstag Deiner Mutter mit dem Lied fertig werden willst, Du hörst ja immer in der Mitte schon auf.“
Anna: „Ach, mehr zu üben ist auch nicht nötig. Wenn ich ein Stück zu singen anfange, sagt Papa immer: „„Jetzt hör' bloß schon bald mit Deinem Gedudle auf.““

Erklärung des Vexierbildes
aus voriger Nummer:

Wenn auch die Gattin des Herrn Rentiers vergebens nach ihrer Köchin ausblickt, ihr Herr Gemahl ist ihr desto näher gerückt, ruht doch das Näschen der Köchin auf seinem Hauskäppchen und dieses auf ihrem Busen.

Schach-Aufgabe
Von Rudolf Weinheimer, Ottakring.

Schwarz.



Weiss. (6 + 8 = 14)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Gedankensplitter. Moden sind Motten für den Geldbeutel der Männer.

Dreisilbige Scharade.

Die ersten zwei so mancher Meister war,
Der übertroffen später erst die Schar,
Die dritte findet man an manchem Instrument,
An Lanzen, Messern, jedermann sie kennt.
Das Ganze dient der Unterhaltung oft
Langweile findet mancher unverhofft.

Buchstabenrätsel.

Mit e drückt es die Menschen oftmals nieder,
Gläubige mit a erhebt es wieder.

Umstellungs-Aufgabe.

Aus folgenden Wörtern:
1) **Blutanger,** 2) **Lobregen,** 3) **Grubenbrand,** 3) **Brustringe,** 5) **Tonmaler,** 6) **Altschlau,** 7) **Einsam,** 8) **In Masse**
ist durch Umstellung der Buchstaben der Name je einer Stadt zu bilden.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:
des Buchstabenrätsels: **Alm, Ilm, Elm, Ulm;** der zweisilbigen Scharade: **Diebstahl;** des Silbenfolge-Rätsels: **Der Erde köstlicher Gewinn ist frohes Herz und reiner Sinn.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann,** Berlin-Steglitz.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.